

The logo for Nürnberg, featuring a white silhouette of a castle or church spire on a red background.

NÜRNBERG

JAGODA MARINIĆ

# WAS IST DEUTSCH IN DEUTSCHLAND?

VON KOSMOPOLITEN,  
EUROPOLITEN,  
GÄSTEN  
UND NACHBARN



Der Text wurde als Hauptvortrag „Was ist deutsch in Deutschland? Von Weltbürgern, Gästen und Nachbarn“ auf der 3. Nürnberger Integrationskonferenz am 20. April 2013 gehalten. Die Konferenz stand unter dem Motto „einstimmig – mehrstimmig. Sprache und Verständigung in einer vielfältigen Gesellschaft“.

**Die komplette Konferenzdokumentation einschließlich des Videos vom Hauptvortrag ist unter [www.integration.nuernberg.de](http://www.integration.nuernberg.de) einzusehen.**

## Grußwort

*Sehr geehrte Damen und Herren,*

*„Wir haben Arbeiter gerufen, aber es kamen Menschen.“ Und diese Menschen wurden Teil der deutschen Gesellschaft, könnte man diesen Satz von Max Frisch fortführen. Dies gilt nicht nur für die angeworbenen Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter ab den 1950er Jahren oder die Spätaussiedlerinnen und -aussiedler der 1990er Jahre, sondern auch für viele weitere Zugewanderte, ihre Familien und Nachfahren. Sie alle bereichern unsere Gesellschaft und prägen unsere nicht nur kulturelle Vielfalt.*

*Kultur ist ein Prozess. So hat sich selbstverständlich auch das „deutsch sein“ verändert, oder eher: erweitert. Dass man keinen deutschen Pass, ein akzentfreies Deutsch, den Namen einer alleingesessenen Familie mehr haben oder dem christlichen Glauben angehören muss, um respektierter Teil der deutschen Gesellschaft zu sein, steht für mich persönlich außer Frage.*

*Die integrationspolitischen Debatten der letzten Jahre haben aber immer wieder gezeigt, dass wir um dieses Verständnis einer Gesellschaft in Vielfalt auch weiterhin ringen müssen. Populistische und Ängste schürende Publikationen, unreflektierte und pauschalisierende Medienberichte treffen leider immer noch zu oft auf Zustimmung.*

*Sicher, auf die Fragen „Was ist deutsch in Deutschland?“ und „Wer ist ‚wir‘?“ gibt es keine einstimmige, eindeutige Antwort. Sie müssen immer wieder neu diskutiert und erörtert werden - wie auf der 3. Nürnberger Integrationskonferenz, die am 20. April 2013 unter*

*dem Motto „einstimmig – mehrstimmig. Sprache und Verständigung in einer vielfältigen Gesellschaft“ stand.*

*Mit Jagoda Marinić kam dabei eine Stimme zu Wort, die es verdient, gehört zu werden. Die Schriftstellerin versteht es, Ängste, die bei Teilen der Bevölkerung mit der steigenden Vielfalt einhergehen, ernst zu nehmen und gleichzeitig zu verringern und zur Selbstreflexion aufzurufen. Spitz identifiziert sie widersprüchliche Verhaltenszüge unserer Gesellschaft, ohne bei der Kritik stehen zu bleiben. Statt Vorurteile zu schüren, bietet sie Lösungsansätze. Es sind solche Stimmen, die unser Bild von Deutschland prägen sollten.*

*Integration ebenso wie ein friedvolles Zusammenleben fängt in den Köpfen an. Wenn sich unsere Haltung nicht ändert, wenn wir weiterhin in wertenden Kategorien wie „wir“ und „die anderen“ denken, werden wir die Potenziale einer vielfältigen Gesellschaft nicht ausschöpfen können. Die Gestaltung des Zusammenlebens ist nicht allein Aufgabe kommunaler Integrationspolitik oder zugewanderter Menschen. Unsere Gesellschaft formen wir alle mit unseren Handlungen.*

*Marinić formuliert mit ihrem eindrucksvollen Vortrag ein Plädoyer für das Zulassen von Mehrstimmigkeit, für einen unvoreingenommenen und konstruktiven Dialog miteinander – kurz: eine Stimme für Vielfalt, der ich mich gerne anschließe.*



Dr. Ulrich Maly  
Oberbürgermeister der Stadt Nürnberg

*Sehr geehrte Damen und Herren,  
liebe Zuhörerinnen und Zuhörer.*

Ich bin heute zum zweiten Mal in Nürnberg. Zum zweiten Mal komme ich spät abends in die Stadt, spreche am nächsten Tag zu Menschen. Und fahre wieder ab. Es ist – noch – ein etwas fremdelndes Verhältnis, das diese Stadt und ich miteinander haben. Doch ich bin heute Ihr Gast und darüber freue ich mich.

Gekommen bin ich mit Überlegungen im Gepäck, Überlegungen zu den Themen, die Sie in den Mittelpunkt dieser Konferenz gestellt haben. Ich bringe sie in meiner Sprache, und damit meine ich nicht nur das Deutsche, ich meine auch die Art und Weise, wie ich mich des Deutschen bediene. Wie ich es als Ausdruck meiner Selbst und als Mittel der Verständigung nutze. Ich habe als Autorin kein besseres Mittel als die Sprache, um mich verständlich zu machen. Aus diesem Grund freut es mich, meine Gedanken im Rahmen der 3. Nürnberger Integrationskonferenz teilen zu dürfen. „Sprache und Verständigung in einer vielfältigen Gesellschaft“ also. Der Titel, den ich meinen Ausführungen geben möchte lautet:

### **Von Weltbürgern, Gästen und Nachbarn**

Ich bin also, wie eingangs erwähnt, heute hier Ihr Gast. Die Gäste haben in Deutschland eine jahrzehntelange Tradition, obwohl es die deutsche Gastfreundlichkeit in den Klischees über Deutsche noch nicht zu Weltruhm gebracht hat. Etwas vereinfacht kann man dennoch sagen: Die Deutschen haben gern Gäste und sind gern Tou-

risten, also Gäste. Doch mit dem Niederlassen tun sie sich schwer. Sowohl als Gastgeber als auch als Gast. Sobald Deutsche sich im Ausland niederlassen, kreieren sie dort jene Zustände, die sie Zuhause geflohen sind, gemäß dem Motto: Wo ist der nächste Deutsche auf der spanischen Insel, ich brauche einen Schatzmeister für meinen Verein. In dem Schwebezustand Gast fällt vielen Deutschen die Fremde und der Fremde leichter.

Auch die „Gast-arbeiter“ waren Gäste, die in dieses Land kamen, und von Gastfreundschaft oftmals wenig zu erzählen wussten. Doch wirklich schwierig wurde es, wenn die Menschen, die man als Gast benannt hatte, sich zum Bleiben entschlossen. Oder das Schicksal sie zum Bleiben bewog. Oder einfach das Leben mit seinem Lauf, der uns manchmal stärker zu gestalten weiß, als wir ihn. Sie sind geblieben und als sie blieben wurden sie zum Problem. Das zeigte sich schon in der Namensgebung, in der Sprache also. Denn wenn Gäste gut sind, bleiben sie bekanntlich drei Tage. Übertragen auf Gastarbeiter wäre das wie viel? Drei Jahre? Doch sie blieben. Blieben fest. Bekamen Bleiberechte, Duldungen, Aufenthaltsgenehmigungen. Da waren sie plötzlich Ausländer. Als Ausländer blieben sie, bekamen Duldungen und Aufenthaltsberechtigungen und somit eines Tages auch Rechte auf Einbürgerung. Als sie schließlich eingebürgert waren, standen sie schon wieder vor einem Problem, das sich in der Sprache äußerte: Sie standen vor ihrem Migrationshintergrund - und

kamen nicht davon los. Besonders klebrig haftet dieser Migrationshintergrund an jener Generation, die nie eingewandert ist und von denen sich einige weigern einen anderen Hintergrund zu haben, als den, in dem sie geboren sind. Der Gast, der Geduldete, der Ausländer, Eingebürgerte, der Eingewanderte, der Deutsche mit Migrationshintergrund. Es ist, als wollte die Kette nicht enden, nur um nicht sagen zu müssen: Aus dem Gast wurde ein Deutscher. Seine Kinder sind Deutsche. Deutsche sind plötzlich anders als wir es kannten.

Wenn wir über Integration und Sprache nachdenken, kann es nicht nur die Sprache als Ausdrucksmittel meinen, sondern immer auch die Sprache als Mittel der Benennung und somit Festschreibung der anderen, der gesellschaftlichen Realität. In einem Bereich ist Sprache privat, sofern es heute noch private Räume gibt, in einem anderen ist sie politisch. Ich fühle mich anders als Gast oder Ausländer. Ich fühle mich anders als Fremder oder Eingebürgerter. Jeder Name, der mir gegeben wird, ist auch ein Spiegel, der mir entgegengehalten wird. Insofern ist diese Benennungsmacht der Mehrheitsgesellschaft deshalb so gewaltig, weil sie dem, der benannt wird, den Namen, der ihm gegeben wird, zur Lebensaufgabe macht. Manche nennen das Schicksal, - es ist aber auch eine Spur Gewalt darin. Die Gewalt der Mehrheit. Es ist also nicht nur die Frage wichtig, wie wir miteinander sprechen, sondern auch wie wir übereinander sprechen. Gerade im „übereinander sprechen“ zeigt sich, wer wen definiert,

bzw. wer die zu definierende Materie ist und wer angeblich gesetzt. Die Mehrheit schrumpft und weicht der Vielfalt. Je weniger der Spiegel, den die derzeitige Mehrheit den Minderheiten vorsetzt, von Ablehnung gekennzeichnet ist, desto weniger Ablehnung wird die geschrumpfte Mehrheit erfahren, wenn wir eine Gesellschaft der Vielfalt geworden sind. Ein indischer Autor, den ich einmal in Berlin als Stipendiat traf, fragte mich: Warum fürchten die Deutschen sich so vor der Mehrsprachigkeit? In Indien wechseln wir am Tag zwischen fünf Sprachen. Wir kaufen die Brötchen in einer, die Zeitung in der anderen Sprache. Die Bücher lesen und schreiben wir wieder in einer anderen Sprache. Wovor fürchtet ihr euch? Und ich konnte nichts Besseres sagen als: Vor der Vielfalt, denn sie zeugt vom eigenen Verschwinden. Sie macht aus einem selbstverständlichen Absoluten ein nur noch relatives Ganzes. Eines von vielen. Etwas größer noch, heute, aber für wie lange? Die Angst vor dem Verlust des Deutschen und dem Siegeszug der Mehrsprachigkeit im Alltag, ist nicht nur die Angst vor dem Chaos, sie ist auch die Angst vor dem eigenen Verschwinden. Doch das absolute Deutschsein gab es nie. Das überhaupt zu glauben zeugt davon, dass die Propaganda tiefe Spuren hinterlassen hat im nationalen Gedächtnis, Spuren, die mit den biografischen Realitäten der meisten Menschen hier nichts zu tun haben. Auch die meisten Deutschen ohne Migrationshintergrund haben Migrationshintergrund. Ein populäres Beispiel, das erst jüngst durch die Veröffentlichung ihrer Biografie durch die Medien ging,

ist hier unsere Kanzlerin. Die wenigsten Menschen haben keinerlei Migrationsgeschichte in der Familiengeschichte.

Wenn ich heute hier stehe, dann nicht, weil ich immer davon geträumt habe, mich mit Integrationsthemen zu befassen. Ich habe, wie es sich für jedes Kind gehört, davon geträumt zu träumen. Alles zu können, die Welt zu befliegen und zu retten und in ihr Zuhause zu sein. Irgendwann wollte ich studieren, und stand in einer Schlange mit zig Gaststudenten aus der ganzen Welt. Ich war als in Deutschland geborene damals Bildungsinländerin. Das hieß, ich musste mich im Akademischen Auslandsamt mit den Gaststudenten einschreiben und nicht wie meine deutschen Kommilitonen. Trotz eines ganzen Lebens in Deutschland hatte ich für Behörden also eher etwas von einem Gast als von einer Bürgerin. Das merkte ich mir. Ich war zu glücklich und mit meiner Jugend zu beschäftigt, um damals böse zu sein, ich war auch noch nicht so politisch, doch ich merkte es mir. Die sagen Bildungsinländerin zu dir, dachte ich mir. Als ich Lehrerin werden wollte hätte ich akzeptieren müssen, nie verbeamtet werden zu können. Klar, die Bildungsinländerin, dachte ich, die kann man nur anstellen. Ich habe mir den deutschen Pass geholt, einfach um nicht mehr irgendwie benannt zu werden. Und als sie mir auf der Behörde den Pass aushändigten, belehrten sie mich: Sie verlieren jedoch Ihre Ansprüche auf die deutsche Staatsbürgerschaft, sollten Sie ihre kroatische Staatsbürgerschaft wieder annehmen. Na schöne

Staatsbürgerin bin ich, dachte ich, wieso Strafen die mich nicht, statt mich auszubürgern? Es hatte nichts Verbindliches, eine Staatsbürgerschaft ausgehändigt zu bekommen, die man mir wieder aberkennen kann. Ich hätte damals lieber gehört: Dann sitzen Sie im Knast, aber bleiben deutsche Staatsbürgerin. Ich glaube, ich wollte um jeden Preis unwiderlegbar dazugehören, wenn ich mich doch schon für das Land ohne Mittelmeer entschied. Es war mir nicht gegönnt.

Ich wurde nicht Lehrerin, sondern fing an zu schreiben. Ich schrieb aber nicht über meine Herkunft, ich schrieb über Gefühle, die außer dem menschlichen Körper kein anderes Land kannten. Ich bekam den Vorwurf zu hören, mein Schreiben sei nicht soziologisch verankert, eine Verortung sei nötig, sozialer Realismus. Ich saß da und suchte plötzlich nach der, die ich war, nicht mehr in meinem Körper und meinen Gefühlen und Gedanken. Ich suchte in meiner Geburtsurkunde, in meinen Pässen und meiner Biografie. Es war ein Verlust. Und ein Gewinn. Denn auch dort sitzen Gefühle und Gedanken und nicht wenige. Doch sie sind noch weniger in Einklang zu bringen als zuvor. Eine Geburtsurkunde, auf der als Geburtsname Marinić und als Geburtsort Waiblingen steht kann zur Aufgabe werden. Wie kommt dieser Name dorthin? Welche Geschichte steckt dahinter? Und wer soll sie erzählen? Meine Eltern? Ich? Der deutsche Autor oder Journalist? Bin ich inzwischen der deutsche Autor oder Journalist? Nein, ich bin die deutsche Autorin oder Journalistin mit Mi-

grationserfahrung. Dabei bin ich nie migriert. Mir reicht das Wort Erfahrung nicht, wengleich es schöner als Hintergrund klingt.

Ich habe also gesagt: Ich will nur vom Seelenleben schreiben. Doch immer wieder wurde ich von der Öffentlichkeit gefragt: Willst du nicht vom Seelenleben zwischen zwei Kulturen schreiben? Nein, sagte ich, und schrieb. Ich sagte immer, ich interessiere mich literarisch nicht für meine Herkunft. Und veröffentliche dieses Jahr ein Buch mit dem Titel „Restaurant Dalmatia“. Ich habe gesagt, ich möchte mein Leben nicht zermürben im Kampf um die Daseinsberechtigung in diesem Land, und stehe heute hier. Weil es mir wichtig ist, diesen Themen eine Stimme geben zu dürfen. Damit nicht nur Deutsche ohne Migrationserfahrung reden. Über Menschen wie mich denken. Ihre Maßstäbe anlegen. Mich wieder benennen. Ich sehe es als Chance, sie denken zu machen. Sie im besten Fall ein klein wenig zu irritieren, weil die Irritation eine Neuverortung braucht, ein sich schütteln, bis man wieder weiß, wo es lang geht, und ich habe die immer noch träumerische Hoffnung, dass es nach der Irritation vielleicht einen Millimeter in eine andere Richtung geht. Ich bin heute auch deshalb hier, weil ich vor einem Jahr hier war. Ebenfalls auf Einladung. Weil man mich fragte, ob ich die Abschlussrede für die Vorbereitungswoche für die bundesweite Interkulturelle Woche halten will. Ich wollte nicht - und sagte ja. Und schrieb einen Essay mit dem Titel „Rassismus sichtbar machen“, den ich gemeinsam mit Pro Asyl

und Heribert Prantl von der Süddeutschen Zeitung publizierte. Über den Essay werden wir später noch sprechen, was ich damit sagen will: Das Thema kommt zu mir. Der Spiegel steht vor mir und sagt: Du hast dazu etwas zu sagen. Dann möchte ich nein sagen, selbstbestimmt meine Themen wählen, doch ein Spiegelbild vergisst man nicht, es hinterlässt Spuren im Gedächtnis, in den Zellen, im Selbstbild. Es ließ mich nicht los, dass ich in die Stadt eingeladen worden war, in der der NSU Enver Şimşek ermordet hat, einen Blumenhändler. Ich wollte eine Rede halten für die Menschen, deren Schweigen wir nicht hören. Denn auch das Schweigen ist eine Sprache, für die wir manchmal keine Ohren haben. Dabei liegt darin eine Chance für Verständigung. Im Schweigen wird oft ein Moment möglich. Eine Bewegung. Ein Hinhören. Ich wünschte, wir hätten hingehört. Und mit diesem Wunsch kam ich damals in diese Stadt. Der Journalist, der mit der Tochter von Enver Şimşek ihr Buch geschrieben hat, ist zufällig ein Journalist der Waiblinger Kreiszeitung, der Stadt, die auf meiner Geburtsurkunde steht. In ihr Buch mit ihm sind Gedanken aus meinem Essay geflossen, so, denke ich, findet der Name auf der Geburtsurkunde und der Name des Geburtsortes vielleicht allmählich zueinander. Eine Reise der eigenen Gedanken zu den anderen. Einander verstehen, Gedankenwege kreuzen, sich unterstützen mit dem, was man sieht und nicht sieht.

Ich bin heute hier Ihr Gast. Je nachdem, ob Sie mögen, was ich sage

oder nicht, werden Sie froh sein, wenn ich nach dem heutigen Tag wieder abfahre. Für eine kurze Weile hält man beinahe jeden aus. Dieser Gedanke steckte vielleicht auch in der Namensgebung „Gastarbeiter“. Empört euch nicht, sie gehen ja wieder und arbeiten unterdessen nur! Die Freude am Gast scheint sich inzwischen sogar gesteigert zu haben. Der Werbeslogan, der zur Weltmeisterschaft 2006 fröhlich durchs Land zog, lautete: Die Welt zu Gast bei Freunden. Ein schöner Satz. Gäste und Freunde. Die Deutschen gefielen sich als Gastgeber für die Welt. Doch was, wenn aus Gästen Nachbarn werden? Und aus der Welt nur das Land nebenan? Rumänien zum Beispiel. Glamourös genug?

Derzeit wird das Buch „Diese Dinge geschehen nicht einfach so“ der amerikanischen Schriftstellerin Taiye Selasi gelobt. Geworben wird mit dem Ruhm, den ihr Essay „Afropolitans“ ihr eingebracht hat. Darin beschreibt sie eine neue Generation junger Menschen mit afrikanischen Wurzeln, die als Kosmopoliten in den großen Städten weltweit leben und erfolgreich sind. Kosmopoliten genügt ihr jedoch nicht, sie will den Kontinent mit im Wort. Die Medien reagieren schnell: Das ist er doch, ein Migrant, wie wir ihn sehen wollen! Einer der es geschafft hat, der aus einem Defizit kam und dieses nicht nur kompensiert hat, nein, er hat daraus mehr gemacht als wir. Er hat die Provinz überwunden und sich die Welt zur Heimat gemacht. Natürlich strahlt das. Wir liebten ja schon die Kosmopoliten. War-



um nicht auch die Afropoliten und Europoliten, die wir noch gegen die Kosmopoliten definieren müssen, weil viele der alten Weltbürger Europäer waren. Es sind, so widersprüchlich es vordergründig klingen mag, die in einem Kontinent verwurzelten Kosmopoliten. Sie zu lieben ist einfach, so einfach, wie wir früher auf RTL die deutsche Ausstrahlung von „Reich und schön“ liebten. Es ist schön, die Welt zu erobern. Es ist faszinierend, anderen dabei zuzusehen, wie sie leichthändig Brücken schlagen, neu aufbrechen, wieder nach Hause kommen und wieder aufbrechen, als wären sie unter den Menschen die Zugvögel. Doch es ist ein Privileg. Den meisten bleibt die Provinz, die sie bewohnen, die Ecke aus der sie kommen, die Stadt, die auf ihrer Geburtsurkunde steht oder eben eine in ihrer Nähe. Und die Menschen, die in diese unsere Provinz kommen, sind oft alles andere als Kosmopoliten, sonst kämen sie ja nicht in unsere Provinz, sondern in die Weltstädte. Sie kommen oft mit der Stadt, die in ihrer Geburtsurkunde steht, im Herzen und tragen sie hier, in unsere Stadt hinein. Auch für sie brauchen wir Namen und ich schlage vor, wir lassen die verwurzelten Kosmopoliten und die Gäste hinter uns und nennen sie „Nachbarn“. Nachbar, das ist der Mensch, der bei mir um die Ecke wohnt. Der Begriff kommt etymologisch von „nachbure“ und meinte die Person, die uns nah ist, rein örtlich gesehen – oftmals Bauern. Bei allem, wie wir unsere Städte entwickeln und urbanisieren, dieser jahrhundertealte Klebstoff ist noch da. Nicht selten ist er es, der Angst hat vor dem Fremden, denn dieser wird nicht

als Nachbar wahrgenommen, sondern als Fremder. Doch sobald er da ist, nahe, wird er zum – noch – fremden Nachbarn. Nachbarschaft ist ein Wort, das im Deutschen gerne bemüht wird, aber bei Integrationsthemen kaum Nennung findet. Wir müssen nicht immer die Welt erobern, die Diskurse neu erfinden, um die Welt zu verstehen, manchmal genügt es, wenn wir mit unseren Nachbarn anfangen. Mit ihnen reden. Nach ihrer Welt fragen. Manchmal auch im Schweigen kommunizieren. Indem sie mit uns schweigen, bieten sie und wir ihnen den ersten Raum für Verständigung: Man schweigt fast immer mit Blicken. Mit einem Lächeln. Mit Traurigkeit. Mit einem Ausdruck oder einer Geste. „Wer bist du?“ ist wichtiger als die Frage „Woher kommst du?“ „Warum?“ ist oftmals auch eine Frage, die uns näher bringt, aber eine, die nicht jeder beantworten kann. Der eine, weil die Antwort weh tut, der andere, weil er es einfach nicht weiß. Es sind menschliche Geschichten, die wir uns erzählen könnten, wenn wir im anderen einfach den Nachbarn sehen. Die großen Integrationsfragen, die großen Verständigungsfragen werden nicht nur in bundesweiten Debatten, sondern auch in der eigenen Straße gelöst.

Im Vorfeld der Veranstaltung las ich in Ihrem Programm die Frage, wie eine Stadt wie Nürnberg mit den Herausforderungen einer immer vielfältigeren Gesellschaft umgehen kann. Ich habe daraufhin ein bisschen gestöbert in der Stadtgeschichte und entdeckt, wie gut sie es könnte, wenn sie wollte. Wenn sie in der eigenen Iden-

tität gräbt und sucht. So, wie es eine Aufgabe ist für Menschen mit Zuwanderungsgeschichte, den Namen und den Geburtsort zusammenzubringen, was nichts anderes ist als die Vergangenheit und die Gegenwart sinnvoll zusammenzubringen, so haben auch Sie, die Bewohner dieser Stadt, eine historisch besondere Aufgabe. Sie kennen selbst Ihre Geschichte am besten. Sie wissen, wofür die Nationalsozialisten Ihre Stadt missbraucht haben: Von hier aus zog die menschenverachtende Propaganda durch das Land. Sie arbeitete daran, Menschen für minderwertig zu erklären, die nicht Deutsche waren. Sie legten fest, wer des Deutscheins würdig war. Nürnberg trägt dieses Gewicht in seiner Stadtgeschichte. Tage wie der heutige sind deshalb für mich von besonderer Bedeutung, weil ich hier und jetzt, heute, genau das Gegenteil sagen darf. Weil ich mich öffentlich für die Gleichheit und Gleichwertigkeit der Menschen einsetzen darf. Für Nachbarschaftlichkeit vor Ethnizität. Für Dialog und wenn er schweigend praktiziert wird, weil es Sprachbarrieren gibt. Für die Neugier auf den anderen und den Mut für Herausforderungen. Für das Recht, in diesem Land Zuhause sein zu dürfen. Nicht nur Gast. Nicht Deutsche mit Präposition plus Substantiv, sondern Deutsche. Das Land verändert sich. Das Deutschein verändert sich. Wir sprechen in vielen Zungen, doch es müssen keine babylonischen Zustände herrschen. Ich glaube, ein gemeinsamer Nenner macht das Zusammenleben leichter, das heißt jedoch nicht, der gemeinsame Nenner könnte nicht vielfältig, reichhaltig, fremd und vertraut zu-

gleich sein. Ein gemeinsamer gesellschaftlicher Entwicklungsprozess statt eines einheitlichen Kanons, den alle herunterbeten können sollen. Vielleicht haben wir in ein paar Jahrzehnten zweisprachige Regionen in diesem Land. Wie in der Schweiz oder in Istrien. Ich möchte gerne darauf hinweisen, dass Sie in dieser Stadt immer das Glück empfinden dürfen und mit ihm die Verantwortung, dass heute, ein paar Jahrzehnte später, öffentlich auf diese Weise über die Unterschiede zwischen Menschen geredet werden kann.

Neben der Geschichte und der Propaganda, die die Nationalsozialisten Nürnberg hinterlassen haben, fand ich noch ein weiteres Wort, das für die Stadt Nürnberg von Bedeutung zu sein scheint: Freiheit. Anfang des 13. Jahrhunderts. Ich kenne die hiesige Geschichte nicht gut genug, um zu wissen, welche Freiheit genau damals gemeint war, aber es ist ein Begriff, der das Selbstverständnis der Stadt geprägt hat. Die Nationalsozialisten, die für solche historischen Schneisen ein starkes Gespür hatten, nannten ihren historischen Reichsparteitag am 15. September 1935 folglich den „Reichsparteitag der Freiheit“. An diesem Tag stellten die Nationalsozialisten ihre antisemitische Ideologie auf eine juristische Grundlage.

Wir sind heute hier um über Vielfalt und Vielstimmigkeit zu sprechen. Ich habe Ihnen ansatzweise angeführt, wie viele Stimmen in mir sprechen. Ja und Nein. Es ist wie Roulette, könnte man meinen,

doch es macht Sinn. Und mein Kompass zeigt immer in eine Richtung, dorthin, wo viel Sprachen und verschiedene Menschen zu hören und zu sehen sind. Wo wir für eine Sicht auf die Menschen plädieren, die den Menschen ins Blickfeld rückt und nicht seine Papiere. Sie haben ein großes historisches Erbe. Und Sie haben eine große Gegenwart mit einem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge vor Ort. Sie sind in Sachen Integration nicht irgendeine Stadt. Sie sind die Stadt von der Integrationspolitik ausgeht.

Vieles, was hier geschieht, kann Wege weisen. Entscheidungen werden immer von Menschen getroffen, ein Land, ein Wort, immer neu geprägt. Das ist die Freiheit, die ich meine, und sie hat in dieser Stadt eine besondere Sprachgeschichte. Gehen Sie verantwortungsvoll mit Ihrer Vielfalt um. Und vergessen Sie nicht: Auch jeder von uns ist in sich mehrstimmig. Es wird Momente geben, in denen, egal wie sehr uns die Vielfalt fasziniert, sie uns auch ermüden wird. Wir befinden uns in einem Lernprozess mit ihr. Es ist noch nicht selbstverständlich, mit diesen Veränderungen umzugehen. Manchmal möchte man gerne ein paar Stimmen weniger hören. Ein paar Sprachen weniger. Mit ein paar weniger Werten konfrontiert sein, die die eigenen in Frage stellen. Welchen Weg Sie in solchen Momenten gehen, welche Entscheidungen Sie treffen, wird dieses Land gestalten, wird Ihnen zeigen, welche Freiheit Sie meinen. Denn die Freiheit, die *Sie* meinen, wird die Geschichte dieses Landes erzählen.



## Über die Autorin

*Jagoda Marinić ist gebürtige Kroatin und deutsche Autorin und Kolumnistin. Mit ihrem Erstling „Eigentlich ein Heiratsantrag“ (2001) landete sie mit nur 23 Jahren einen großen Erfolg bei Kritik und Publikum.*

*Für den Erzählband „Russische Bücher“ (2005) erhielt sie den Grimmelshausen-Förderpreis. Ihr erster Roman „Die Namenlose“ war für den Ingeborg-Bachmann-Preis nominiert und wurde vom Magazin „Der Spiegel“ zu den wichtigsten Neuerscheinungen des Jahres 2007 gezählt.*

*Nach längeren Aufenthalten in Zagreb, Split, New York und Berlin lebt und arbeitet Jagoda Marinić derzeit in Heidelberg. Seit 2012 ist sie dort zudem Leiterin des Interkulturellen Zentrums in Gründung.*

*2012 verfasste sie das Plädoyer „Rassismus sichtbar machen“ mit einem Vorwort von Heribert Prantl. Mitte September 2013 erscheint ihr Roman „Restaurant Dalmatia“, in dem sie über Identität schreibt und über die eigenen Wurzeln, welche Gegenwart und Zukunft prägen.*

## Impressum

### Stadt Nürnberg

Amt für Kultur und Freizeit / Koordination Integrationsprogramm  
Gewerbemuseumsplatz 1, 90403 Nürnberg  
Tel.: 0911/231-4674 · Fax: 0911/231-8166  
sandra.broering@stadt.nuernberg.de  
www.integration.nuernberg.de

**Redaktion:** Sandra Bröring

**Gestaltung:** Herbert Kulzer, Stadtgrafik Nürnberg

**Fotos:** Karl-Friedrich Hohl

**Druck:** Wiedemann & Dassow Druck GmbH, Hofackerstraße 5, 90571 Schwaig, August 2013 / 600



3. Nürnberger Integrationskonferenz „einstimmig – mehrstimmig.  
Sprache und Verständigung in einer vielfältigen Gesellschaft“ am 20. April 2013 im KunstKulturQuartier Nürnberg.

**Vielfalt schätzen. Teilhabe stärken. Zukunft gestalten.**